

TAGUNGSBERICHTE

„100 Jahre und kein bisschen glücklich“

*Das Centennial der American Sociological Association
„Comparative Perspectives, Competing Explanations: Accounting for the Rising and Declining Significance of Sociology“
Philadelphia, 13. – 16. August 2005*

Die Organisation der amerikanischen Soziologen ist ein sehr professioneller Verein. Daher versucht er, seine Jahrestagungen so zu terminieren, dass jene, die nicht teilnehmen, keine andere Ausrede als die haben, lieber Ferien zu machen, was unübersehbar auf ein unterentwickeltes commitment verweist. Zu dieser Jahreszeit an diesem Ort einen Kongress zu veranstalten hat für die Organisatoren den unschlagbaren Vorteil, dass angesichts von 100°F und 100% Luftfeuchtigkeit niemand großes Bedürfnis verspürt, die klimatisierten Konferenzräume auch nur für kurze Zeit zu verlassen.

Folglich versammelten sich rund 5.000 Teilnehmer, um in nur vier Tagen in rund 600 Sitzungen mehr als 4.000 Referate zu hören. Natürlich genoss jeder Einzelne nur einen verschwindenden Bruchteil des insgesamt Gebotenen. Es kann also gut sein, dass meine Eindrücke von anderen nicht geteilt werden; dennoch bin ich davon überzeugt, dass die folgenden Beobachtungen die aktuelle Stimmung korrekt wiedergeben (es mag sein, dass die eine oder andere Gruppe von Spezialisten sich in diesem Bild nicht wiederfindet, aber in welcher der 44 Sektionen diese wenigen Glücklichen zu finden gewesen wären, vermag ich nicht zu sagen).

Die Ursachen für das vorherrschende Gefühl, unglücklich zu sein, zu identifizieren ist ein wenig schwieriger als die Bekundungen des Unglücks zu zitieren. Unglücklich sind die amerikanischen Kolleginnen und Kollegen vor allem darüber, dass sie niemand hören will. Zu jenen, an die ihre wohlmeinenden Botschaften nicht vorzudringen vermögen, zählen vor allem die Politiker. Wenn dann doch einer ~~geneigt~~ ist, Soziologinnen oder Soziologen sein geneigtes Ohr zu schenken, wird er oder sie wie ein Held verehrt. Dieses Jahr traf diese Ehre Congressman Patrick J. Kennedy, der als Demokrat von Rhode Island, einen Gesetzentwurf mit dem hübschen Titel „Ready, Willing, and Able Act“ lancierte, worin er sich dafür ausspricht, dass zur Vermeidung künftiger nicht näher spezifizierter Katastrophen „community disaster plans“ ausgearbeitet werden müssen,

weil „decades of social scientific research“ gezeigt hätten, dass ein „bottom-up community based approach“ angebrachter sei. Wenige Tage später wurde der staunenden Welt vorgeführt, dass Congressman Kennedy und die ihn unterstützenden ASA-Mitglieder mit ihren Befürchtungen Recht hatten, als sich zeigte, dass eine Stadt wie New Orleans sich beim Aufruf zur Evakuierung darauf verließ (oder verlassen musste), dass die Bewohner über ein Privatfahrzeug verfügen.

Das Gefühl, nicht gehört und gebraucht zu werden, nagt am Selbstverständnis der amerikanischen Soziologen, doch entgegen wohl etablierter sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse weigert sich die ASA-Mitgliedschaft, den nahe liegenden Ausweg der Bearbeitung der kognitiven Dissonanz erfahrung zu wählen und ihre Ansprüche gleichsam auf ein realistisches Maß herunterzuschrauben. Einen der Gründe für die Aufrechterhaltung dieser Frustration verbürgenden Geisteshaltung hat man darin zu suchen, dass die ASA sich nicht bloß als Organisation der soziologisch Forschenden und Lehrenden, also jener, die im weiteren Sinne akademischer Arbeit nachgehen, betrachtet, sondern sich auch als Berufsorganisation sieht, die auch jene vertreten will, die ein Soziologiestudium hinter sich gebracht haben und nun einem Beruf nachgehen, von dem das ASA Establishment meint, es sei der Beruf des Soziologen, obwohl man mit einigem Recht annehmen wird dürfen, dass nur wenige dieser Berufstätigen die ASA als ihre Professionsvertretung sehen (das kann man an den Namensschildern der Kongressteilnehmer ablesen, auf denen neben dem Namen auch der Arbeitgeber angegeben ist – nicht-akademische affiliations sah ich keine). Die Soziologie hat das Problem, dass sie anders als andere Sozialwissenschaften kein Klientel aufzuweisen hat, das statusverbürgend wirken könnte. Während die klassischen Professionen, wie Ärzte und Anwälte, denen ja Begriff und Wirklichkeit der Profession abgeschaut wurde, kein Problem damit haben, für wen sie sprechen und wen sie als Klienten gleichsam repräsentieren, ist das Klientel der Soziologen aus jenen zusammengesetzt, die keine oder eben nur eine sehr schwache Stimme haben, seien es nun Obdachlose, Transsexuelle, inner city Bewohner, Opfer des Tsunami oder heimischer Katastrophen. Fürsprecher der Schwächsten moderner und anderer Gesellschaften zu sein heißt zugleich kein Echo für die eigene Arbeit zu finden. Praktisch alle ASA Mitglieder arbeiten im System höherer Bildung, einige in spezialisierten Forschungseinrichtungen. Viele arbeiten jedoch an Orten, wo sie nur wenig Gelegenheit haben, regelmäßigen Kontakt mit ande-

ren Soziologen zu pflegen. Für diese Marginalisierten ist die ASA das Tor zur weiteren Welt, einmal jährlich fahren sie zur Jahreshauptversammlung, um unter ihres Gleichen zu sein und auf diesem Humus gedeiht das Gefühl, die ASA müsse sie in ihrem täglichen Kampf um Anerkennung unterstützen. Der sozialpolitische Aktivismus dieser knappen Mehrheit der Mitglieder findet dann seinen Ausdruck in der Wahl von Repräsentanten, die ihren Gefühlen Rechnung tragen und bei den Plenarsitzungen wird dann kräftig Stimmung gemacht und man versichert sich gegenseitig, die richtige politische Weltsicht zu haben.

Der andere Ausweg aus dem Dilemma, ist sich unzweideutig auf die Deutung der Misere der Gegenwartsgesellschaften zurückzuziehen und daraus innerakademisch Reputation zu gewinnen. Diese Auffassung findet man vor allem bei jenen, die es geschafft haben, an den besseren Universitäten eine Stelle zu erobern. Sie begnügen sich mit einer akademischen Deutung ihrer Rolle, finden dafür aber keine Mehrheit in der ASA, weil irgendwann in den letzten vier oder fünf Jahrzehnten die Weltabgewandtheit des ivory tower als für Soziologen unpassend verdammt wurde. Diese Mitglieder sind nun ihrerseits darüber unglücklich, dass die ASA in Summe sich lieber mit Politik befasst. Und doch finden sich unter den besser Situierten immer wieder genügend Kandidaten für die Vorstandspositionen, die diese in Wahlen erobern, weil sie sich politisch im Sinne der schweigenden Mehrheit exponieren.

Das Motto der diesjährigen Jahrestagung „Comparative Perspectives, Competing Explanations: Accounting for the Rising and Declining Significance of Sociology“ brachte die vorherrschende Ambivalenz zum Ausdruck. Aber es blieb mehr oder weniger bei einem Nebeneinander von Plenarsitzungen, die dem Predigen und der Pflege von Gemeinschaftswärme gewidmet waren und den spezialisierten Sitzungen, in denen über die laufenden Arbeiten berichtet wurde. Europa und andere Teile der Welt nahmen dieses Jahr eine bedeutendere Rolle ein als in früheren Jahren. Den Amerikanern erscheinen die europäischen Wohlfahrtsstaaten und deren public intellectuals mittlerweile weit attraktiver als die Verhältnisse daheim. Aber das Europa, das bewundert und bestaunt wird, hat mit der Wirklichkeit der EU nur wenig zu tun. Wirkliche Vergleiche waren daher selten zu hören, stattdessen lauschte man europäischen Abgesandten, die in der Ferne ein geschöntes Bild von zuhause präsentierten. Margaret Archer blieb es vorbehalten, den Kontinentalvergleich radikal zu vereinfachen, als sie ihre eigene Sicht jener des amerikanischen Philo-

sophen John Searle gegenüberstellte und Alberto Martinelli sprach über Europa so als wäre er auf der Gehaltsliste der PR Abteilung der Europäischen Kommission.

Aus nahe liegenden Gründen gab es zahlreiche Sitzungen, die sich in der einen oder anderen Weise der hundertjährigen Geschichte der amerikanischen Soziologie widmeten. Neben Filmen, die die bisherigen Präsidenten der ASA in Form einer Diaschau präsentierten oder Lester Wards Leben dokumentierten, gab es Sitzungen, in denen eine demnächst erscheinende Veröffentlichung mit Beiträgen zur Geschichte der US-Soziologie vorweg präsentiert wurde, und jede Menge Vorträge über diesen oder jenen Großen oder weniger Großen der Vergangenheit. Die der Geschichte der eigenen Disziplin gewidmeten Vorträge blieben allerdings zumeist ziemlich blass und methodologisch unbefriedigend.

Daneben gab es natürlich jede Menge von Serviceveranstaltungen und den größten in den USA gegenwärtig denkbaren soziologischen bookshop in Form der Verlagspräsentationen. Der Jahrmarkt und mehr noch die Möglichkeit, Kolleginnen und Kollegen wieder zu sehen, die man lang nicht getroffen hat, trugen wohl mehr zur Zufriedenheit der Teilnehmer bei als das umfangreiche offizielle Programm. Doch das genau ist die Funktion der Jahreskongresse der ASA.

Christian Fleck

*

„Rethinking Inequalities“

*Bericht vom 7th Congress of the European Sociological Association (ESA)
Nicolaus Copernicus University Torun, Polen
9. – 12. September 2005*

„Über Ungleichheiten neu nachdenken?“ *Göran Therborn* meinte dann auf einer abschließenden Plenarsitzung das sei wie seine Ehe neu überdenken. Dennoch: der Boden auf dem die Tagung stattfand, ein weiträumiges neues Universitätsgelände am Rande des mittelalterlichen, gothischen, 1997 in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen Toruns (als Hansestadt unter „Thorn“ geführt), wäre es wert gewesen, besonders die neuen Ungleichheiten in den postsozialistischen Ländern zu thematisieren. Dies unterblieb leider und vielleicht hätte auch eine thematisch straffere, selbstbewusstere polnische oder mittelosteuropäische Rahmung dem Kongress gut getan, denn es gilt an eine überaus erfolgreiche Tradition anzuknüpfen, die hier nur